



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Franke, Carl: Erinnerungen an Sachsens Besetzung durch Preußen 1866

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Erinnerungen an Sachsens Besetzung durch Preußen 1866

Von Professor Dr. Carl Franke



ünzig Jahre wird es nun, daß Sachsen von preußischen Truppen besetzt und so der erste Schritt zu seiner Einverleibung in den bald darauf begründeten Norddeutschen Bund getan wurde, der sich 1871 zum neuen Deutschen Reiche erweiterte. Da die Zahl derjenigen Sachsen, die jenes folgenschwere Ereignis mit Bewußtsein erlebt haben, schon sehr gelichtet ist, dürften eines solchen persönliche Erinnerungen daran willkommen sein und zwar auch anderen Deutschen, hat sich doch jetzt vor deren Augen in Belgien ein fast paralleles Geschehnis abgespielt.

Nicht bloß die sächsische Regierung, sondern der bei weitem größere Teil des sächsischen Volkes war 1866 preußenfeindlich gesinnt. Noch hatte es die Teilung Sachsens von 1815 nicht verschmerzt und hoffte, den ihm damals von Preußen entrißenen Teil im Bunde mit Österreich wieder zu erobern. Auch galt dessen Kaiserhaus ihm immer noch als Deutschlands Haupt und daher Preußens Erhebung gegen dieses als Empörung sowie dessen Anspruch, mehr als die vier anderen Königreiche sein zu wollen, als Anmaßung. Auf den Dörfern und in den Kleinstädten war kaum einer von tausend preußenfreundlich gesinnt, weil er sich aus der Erbärmlichkeit der Kleinstaaterie heraussehnte und erkannte, daß die Verwirklichung seines Ideals eines einigen mächtigen Deutschlands nur durch den Staat, der einen Großen Kurfürsten und einen Friedrich den Großen hervorgebracht hatte, zustande kommen konnte, nimmermehr aber durch das aus vielen Nationalitäten bestehende Österreich. Vergebens sprachen diese wenigen auch die Befürchtung aus, daß, falls dieses ja siege, eine Bedrückung des Protestantismus, dessen natürlicher Beschützer Preußen sei, auch in Sachsen eintreten werde. Aber auch außer der Konfession hatte Sachsen viel mehr Beziehungen zu Preußen als zu Österreich, so im Handel und Verkehr. Seit der Freizügigkeit waren viele Glieder sächsischer Familien nach Preußen verzogen und umgekehrt viele preußischer nach Sachsen, besonders nach Leipzig. Daher war 1866 der Krieg gegen Preußen für viele tatsächlich ein Bruderkrieg. So hatte sich mein nach der Niederlausitz ausgewandertes ältestes Bruder in Preußen naturalisieren lassen und wurde nun dort nachträglich zum Militär ausgehoben, während mein zweiter Bruder der sächsischen Dienstreserve, die der

jetzigen Ersatzreserve entsprach, angehörte. Nur die schnelle Beendigung des Krieges verhinderte, daß beide Brüder auf verschiedenen Seiten fochten. Von zwei Vettern eines meiner Schulfreunde war der eine sächsischer, der andere preußischer Offizier.

Auch in meiner drei Wegstunden von Altenburg gelegenen Vaterstadt schimpften kurz vor Ausbruch des Krieges fast alle auf Preußen und besonders auf Bismarck; ja ein Offizier der dort in Garnison liegenden Reitereschwadron nannte sogar seinen Hund nach diesem verhassten Preußen. Endlich munkelte man, der Krieg sei erklärt, der König habe sich wie alle anderen größeren deutschen Fürsten mit Österreich verbündet, auch Frankreich wolle helfen, das großmäulige Preußen werde seine Schläge schon bekommen. Die Schwadron zog ihre Reservisten ein, hielt zahlreiche Übungen ab und bivaktierte. Endlich marschierte sie an einem Sommertage mit Sang und Klang ab; wohin? wußte zunächst niemand. Dann hieß es: die sächsische Armee ist nach Böhmen und der König auch. Das wurde nun als große landesväterliche Weisheit gepriesen, um Sachsens Verwüstung durch den Krieg zu verhindern. Dies aber galt den meisten als Hauptsache. Dann kam die tröstliche Nachricht: die Bayern kommen und werden Sachsen gegen die Preußen verteidigen. — Und der ehrsame Ratsdiener ging herum und sah sich die Häuser an, um die erwarteten Bayern einquartieren zu können.

Da, es war ein herrlicher Sommernachmittag, sprengten ein Reiteroffizier und drei Mann mit gespannten Karabinern durch das alte Stadttor und im Nu durch die Straßen aufs Rathaus. Was waren das? Sie hatten hellblaue Röcke mit roten Aufschlägen, schwarze Hosen und kleine schwarze Käppis, nach französischem Schnitt. Bayern waren es sicherlich nicht, aber Preußen konnten es auch nicht sein. Es waren Mecklenburger, also Feinde. Da wurde denn schleunigst der Bürgermeister gesucht, der aber hatte eiligst die Staatsgelder nach der nächsten Bahnstation befördert und rannte dann in ganz respektwidrigem Tempo durch die Stadt. Die Einwohner guckten und wunderten sich. Manche hatten wohl ihre besten Sachen versteckt und befürchteten eine Plünderung; aber die meisten waren so vernünftig, daß sie das den Preußen und ihren Bundesgenossen nicht zutrauten. Und gleich darauf zog eine ganze Schwadron Dragoner ein, stramme, blühende Gestalten mit gutmütigen Bauerngesichtern auf prächtigen Pferden. Auf der Straße traf ich einige Schulkameraden. „Es kommen noch mehr Soldaten“, hieß es. „Ich laufe ihnen entgegen“, rief ich aus. „Ach nein, bleib da! Die schießen dich tot“, erwiderte einer. „Das tun sie nicht, es sind ja Deutsche“, antwortete ich. Doch nur einer der Knaben wagte es, mir zu folgen. Als wir dreiviertel Stunde gelaufen waren, blitzte es aus dem Walde heraus. Dann sahen wir ein Bataillon Mecklenburger Infanterie anmarschieren kommen. Ihre Uniform unterschied sich von der der Reiter nur durch das dunklere Blau der Röcke. Als wir nun umkehrten, näherte sich uns ein alter Feldwebel mit zwei Mann, die

an unsere Seite traten. Er fragte uns in freundlichem Tone, wie groß die Stadt sei, ob sie gute Wirtshäuser hätte, und ob keine Bayern darin seien und schließlich, ob wir uns vor ihnen nicht fürchteten. Da antwortete ich: „Vor Deutschen fürchten wir uns nicht“, und zog stolz als Preußenfreund mit ein. Auch wir bekamen zwei Mann Einquartierung, die aufgenommen und verpflegt wurden wie sächsische Soldaten während des Manövers und die sich auch wie diese betrugten. Dabei zeigte es sich, von wie großem Vorteil im Kriege die Gemeinsamkeit der Sprache ist. Der eine nämlich, der ein städtischer Handwerker war, sprach sehr viel und bemühte sich, den Eindruck eines gebildeten Menschen zu machen. Er lobte die schönen Straßen Sachsens, auf den es sich so bequem marschierte. Seinen Kameraden, der still und stumm darsaß, entschuldigte er damit, er wäre ein Bauer, der nur wenig hochdeutsch sprechen könne. Des Abends streiften Patrouillen umher, eifrig nach Bayern suchend. Dabei traten sie mehrfach das Getreide nieder; das war die einzige feindliche Handlungsweise, die ich während dieses ganzen Krieges gesehen habe. Am nächsten Tage zogen die Mecklenburger wieder ab.

Bald darauf kam ein preußisches Landwehrbataillon. Es waren ältere Leute mit großen Bärten und von ernstem, aber nicht finstern Aussehen. Bei uns ward ein Feldwebel mit seinem Burschen einquartiert. Ersterer ging nach dem Mittagsmahl in die Kirche, um Orgel zu spielen. Sein Bursche erzählte uns, daß der Feldwebel vor kurzem eine gute Organistenstelle bekommen, sie aber wegen des Krieges wieder habe aufgeben müssen; er selbst wäre die einzige Stütze seiner Mutter, von der ihm der Krieg losgerissen habe. — Von Kriegslust spürte man nichts bei den preußischen Soldaten. Derartiges brachte sie uns Sachsen näher. Wir ahnten zum erstenmal, was ein Volksheer zu bedeuten habe. Denn in Sachsen, wo man sich für 300 Taler von der Dienstpflicht loslaufen konnte, dienten nur die Ärmsten, während die Reiter- und Infanterieoffiziere fast nur Adlige waren, gegen deren Junkerhochmut die preußischen vorteilhaft abstachen. Zwischen diesen und den gebildeten Bürgern, unter denen noch am meisten Preußenfreunde waren, entspann sich in manchen Städten ein freundlicher Verkehr. Ja in einer Nachbarstadt brachte ein Advokat, der 1849 für das Deutsche Reich auf die Barrikaden getreten war, bei der Abschiedsfeier ein Hoch auf den Sieg der scheidenden Krieger aus, ganz vergessend, daß es Sachsens Feinde waren.

Weitentfernt wie 1914 in dem unglücklichen Belgien den Volksfanatismus gegen den Feind zu erregen, taten 1866 klugerweise in Sachsen Regierung und Gebildete alles, um jedes Aufklaren desselben sofort im Keime zu ersticken. Als ein preußischer Unteroffizier auf dem Bürgerkommando einer sächsischen Stadt sehr schroff auftrat, raunte ein riesenstarker Grobschmied seinem Kommandanten ins Ohr: „Herr Baumeister, soll ich den Kerl niederschlagen?“ Jener aber wehrte beschwichtigend ab: „Am Gottes Willen, da würden Sie uns und die ganze Stadt ins Verderben stürzen.“

Bald kam Kunde von preußischen Siegen, und dann erschienen gefangene Soldaten der Garnison, welche Preußen zur Erntearbeit beurlaubt hatte. Dies machte einen sehr guten Eindruck, zumal diese Zurückkehrenden die Behandlung vonseiten der Preußen lobten, dagegen über die schlechte Führung der Österreicher schimpften und namentlich über das heimtückische boshafte Benehmen der tschechischen Bevölkerung in Böhmen. Da wurden sich erst die meisten Sachsen darüber klar, daß Preußen durch und durch, Österreich aber nur zum kleinsten Teil ein deutscher Staat sei. Jetzt fingen sie an, eine preußische Niederlage in Böhmen zu fürchten, da dann katholische Tschechen, Slovaken und Kroaten nach Sachsen kommen und die Greuel des dreißigjährigen Krieges erneuern würden, ähnlich wie wohl jetzt auch den Blamen von der Wiedereroberung Belgiens durch die Engländer und Franzosen bangt. So wurde schon mitten im Kriege der preußische Feind zum Beschützer des Landes und der evangelischen Konfession. Schon wurden Stimmen laut, die katholischen Pfaffen hätten den König Johann verleitet, mit dem stöckatholischen Österreich zu gehen. Doch voll Hoffnung richteten sich aller Augen auf den Kronprinzen Albert, der wie sein Oheim Friedrich August der Vierte protestantenfreundlich gesinnt wäre und durch seine umsichtige Kriegsführung sich die Achtung des preußischen Generalstabes erworben hätte. Denn daß Sachsen eine preußische Provinz würde, wünschten auch die meisten Preußenfreunde nicht. Und als sich in Sachsen die Kunde von den preußischen Annexionen in Norddeutschland verbreitete, sagte man: „S' heeßt nich mehr gemaust, 's heeßt jetzt annektiert.“ Mit Freuden wurde daher der Friedensschluß begrüßt, der Sachsen als Glied des Norddeutschen Bundes zwar Preußen besonders im Militär-, Post- und Telegraphenwesen unterstellte, aber es ungeteilt als selbständiges Königreich mit eigenem Heer beließ. Und als dann ein Regiment preußischer Mannen auf der Rückkehr aus dem Kriege durch meine Vaterstadt marschierte, wurden sie schon als Bundesgenossen empfangen. Durch seine gute Manneszucht und weit vorausschauende Politik hat Preußen tatsächlich Sachsen moralisch erobert. Am meisten von allen Veränderungen schmerzte die allgemeine Wehrpflicht die sächsischen Bürger, aber auch in dieser Beziehung trat Preußen äußerst schonend auf. Das Einjährigfreiwilligen-Examen war während der ersten Jahre in Sachsen so leicht, daß es jeder ehemalige Bürgerschüler, der ein Jahr Privatstunden nahm, bestehen konnte, sodaß den Söhnen aus guten Bürgerfamilien die Schande erspart blieb, als ganz gemeiner Soldat dienen zu müssen.

Die seit 1867 immer mehr erstarkende Preußenfreundlichkeit Sachsens bezeugt am besten das gewaltige Anschwellen der nationalliberalen Partei, die damals als Werbemittel die Verdächtigung benutzte, die Konservativen oder eigentliche Partikularisten wollten Sachsen vom Norddeutschen Bunde wieder losreißen. 1870 war zwar in Sachsen die Franzosenfreundschaft ganz verloschen, doch nicht die Franzosenfurcht. Sächsische Truppen äußerten 1870 auf der Durchfahrt in Erfurt: „Mit denen wir gehen, die werden immer besiegt.“

Als aber Kronprinz Albert, der an der Spitze des sächsischen Armeekorps nach Frankreich gezogen war, wegen der von ihm bewiesenen Feldherrngaben, die Führung der ganzen Maasarmee erhielt, da zog auch in die sächsischen Herzen Siegeszuversicht ein, und als dann dieser deutsche Held, der Mitbestieger des Erzfeindes und Mitbegründer des neuen Deutschen Reiches, 1873 den Thron seiner Väter bestieg, da jubelte ihm das ganze sächsische Volk zu. Bald legte es ihm die Worte in den Mund, die er zu einem partikularistisch gesinnten Adligen gesagt haben sollte: „Sie sind konservativer als der König von Sachsen.“ Und als 1876 auf der Parade bei Böhlen der Heldenkaiser und der Heldenkönig gemeinsam an der Front des sächsischen Armeekorps dahinsprengten und darauf Kaiser Wilhelm von Bismarck und Moltke umgeben in Leipzigs Mauern einzog, da verkündete der brausende Jubel der versammelten Volksmenge, daß jetzt die Treue zu Kaiser und Reich in Sachsen fest eingewurzelt war.



Zur Seeschlacht am Skagerrak

von Hartwig Schubart



ie Seeschlacht am Skagerrak bildet einen Wendepunkt in der Geschichte des Weltkrieges, sie bedeutet den Eintritt in die Schlußperiode des Riesenkampfes, der Europas Lebenskraft so lange schon zerstört. Um sie würdigen zu können, darf man sich nicht nur an den Augenblickserfolg halten, sondern muß denselben im Zusammenhang betrachten. Mag man in bezug auf die Schlacht selber noch so zurückhaltend im Urteil bleiben, wie dies auch seitens einiger Neutralen der Fall ist, mag man sogar der Äußerung englischer Blätter beistimmen, daß die erlittenen Verluste an der englischen Flottenübermacht nichts geändert haben — die symptomatische Bedeutung dieser Schlacht bleibt unverändert bestehen.

Die Vernichtung der deutschen Flotte war das Ziel, auf welches England seit Jahren hinarbeitete, für welches England den jetzigen Krieg herbeigeführt hat, zu dessen Erreichung jetzt Frankreich und Rußland ihre Volkskraft in englischem Interesse opfern. Aber dies Ziel sollte auf echt englische Weise erreicht werden, nämlich ohne größere eigene Opfer. Und darauf war der englische Kriegsplan zugeschnitten.

Schon im Jahre 1910 kam dieser Plan zu öffentlicher Kenntnis in England, bei Gelegenheit von Erweiterungsbauten von Rosyth und Scapa-Flow, sowie weiteren Ausbaus des Forth and Clyde-Canals. Schon damals stand